



# Glaubenssachen

---

Sonntag, 21. Juli 2024, 08.40 Uhr

Natur-Frömmigkeit

Wie der Glaube an den Schöpfer mit der Ehrfurcht vor der Schöpfung  
zusammenhängt

Von Johann Hinrich Claussen

Redaktion: Florian Breitmeier  
Norddeutscher Rundfunk  
Religion und Gesellschaft  
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22  
30169 Hannover  
Tel.: 0511/988-2395  
[www.ndr.de/ndrkultur](http://www.ndr.de/ndrkultur)

- Unkorrigiertes Manuskript -

**Zur Verfügung gestellt vom NDR**

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt  
und darf nur für private Zwecke des Empfängers  
benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B.  
Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der  
Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung,  
Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors  
zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf  
der Genehmigung des NDR.

Wer das Leben liebt, wird es schützen und bewahren wollen – das eigene Leben und das der anderen Lebewesen. Diese Aufgabe fordert den ganzen Menschen: seine technischen, politischen und gesellschaftlichen Fähigkeiten, aber auch seine inneren Ressourcen. Die Natur zu ehren und zu pflegen, ist nicht zuletzt eine Sache der ureigenen Haltung zum Leben überhaupt und insofern eine Frage des Glaubens. Alles kommt darauf an, die guten Kräfte des Menschen einzusetzen, um die zerstörerischen Kräfte, die ebenfalls im Menschen wirken, zurückzudrängen. Da ist es notwendig, auch nach spirituellen Quellen zu suchen, aus denen wir Inspirationen für einen anderen Umgang mit unserer Umwelt schöpfen können. Was also leistet der christliche Glaube an den Schöpfer heute für einen besseren Umgang mit seiner Schöpfung? Um diese Frage zu beantworten, muss man einerseits einen langen Blick zurück auf die Traditionen des Glaubens werfen und andererseits prüfen, welche von ihnen heute hilfreich und wirksam sein können. Am Ende ist das Christentum ja immer das, was man selbst aus seinem Erbe macht – im Schlechten wie im Guten.

Zunächst geht der Blick natürlich zurück auf die ersten Seiten der Bibel, die beiden Schöpfungsberichte des Alten Testaments. Besonders aufschlussreich ist der erste von ihnen. Wir können ihn heute nicht mehr als eine stimmige Weltentstehungstheorie lesen. Das würde den modernen Naturwissenschaften widersprechen. Aber es ist möglich, den alten Mythos als eine immer noch inspirierende Sinn-Geschichte auf sich wirken zu lassen. Der religiöse Sinn des Siebentageberichts besteht darin, dass er Grundstrukturen des Lebens nachzeichnet, die immer gültig sind. Das Leben beginnt dort, wo sich eine Ordnung einstellt, wo sich die Dinge unterscheiden lassen und die Unterschiede einen Rhythmus ergeben: Licht und Finsternis, Tag und Nacht, Himmel und Erde, Wasser und Festland, Pflanze, Tier und Mensch, Arbeit und Ruhe.

Eine solche geordnete und rhythmisierte Welt hat für gläubige Menschen einen Grund: Gott. Sie hat einen Wert: Sie ist schön und gut. Sie ist erfüllt: von den Pflanzen und Tieren des Meeres und der Erde. Sie hat ein Ziel: Das ist der siebte Tag der Ruhe. Und mitten darin: der Mensch. Dieser ist also kein Zufalls-produkt, sondern Gottes Ebenbild. Gott hat ihm eine unvergleichliche Würde verliehen und ihm zugleich eine große Aufgabe anvertraut. Der Mensch soll an seiner Stelle für die Erde verantwortlich sein.

Der Sinn dieser Schöpfungsgeschichte erfüllt sich, wenn zwei religiöse und existentielle Empfindungen wach werden. Zum einen die Ehrfurcht vor dem Leben: Ich staune über die Größe und Herrlichkeit dieser Welt, über die Schönheit und Kostbarkeit aller Lebewesen. Zum anderen die Dankbarkeit: Ich erkenne, dass ich nicht aus eigener Kraft da bin, sondern dass alles, was ich bin, tue und erlebe, ein Geschenk ist.

Doch so ansprechend diese Deutung klingen mag, steckt in ihr ein erhebliches Problem. Denn der erste Schöpfungsbericht hat die Gottesebenbildlichkeit des Menschen mit einem Auftrag verknüpft, der heute höchst anstößig klingt: „Macht euch die Erde untertan!“ Erweist der Mensch seine besondere Stellung in der Welt also dadurch, dass er anderen Geschöpfen ihr Eigenrecht nimmt? Dann wäre „Ebenbild“ nur ein anderes Wort für menschliche Selbstbezüglichkeit, Arroganz und Grausamkeit gegenüber anderen Lebensformen. Aus diesem Grund lehnen heute viele Menschen den biblischen Schöpfungsglauben ab. Man mag ihnen zu bedenken geben, dass die Menschen im antiken Orient der Natur noch weitgehend ausgeliefert waren, die

Beherrschung der Erde für sie also eine verständliche Sehnsucht sein musste. Aber das wird heutigen Lesern der alten Geschichte kaum einen eigenen Zugang öffnen. Besser ist es deshalb, über den Siebentagebericht hinaus nach weiteren biblischen Motiven der Schöpfungsfrömmigkeit und Lebensdankbarkeit zu schauen. Besonders lohnend ist da ein Blick in den Psalter, die Sammlung alttestamentlicher Lieder und Gebete.

In den Schöpfungspsalmen zeigt sich besonders schön, worum es geht, wenn man sagt: „Ich glaube an Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde.“ Damit nämlich ist eine ebenso demütige wie freudige Grundhaltung zum Leben ausgedrückt: Ich verdanke mich nicht mir selbst; dass ich da bin, inmitten dieser Fülle des Lebens, ist mir selbst ein Wunder, das mich staunen und dankbar sein lässt. Mit menschlichem Narzissmus oder rücksichts-loser Selbstdurchsetzung auf Kosten anderer Lebewesen hat dies nichts zu tun, im Gegenteil. Denn der Mensch kann sich selbst, seine Würde und Lebensbestimmung allein dann erfassen, wenn er sich als Teil der Schöpfung versteht, für deren Schönheit er Gott nur preisen kann. Wie zum Beispiel im 104. Psalm:

*„Gott, Du breitest den Himmel aus wie ein Zelt; du baust deine Gemächer über den Wassern. Du lässt Brunnen quellen in den Tälern, dass sie zwischen den Bergen dahinfließen, dass alle Tiere des Feldes trinken und die Wildesel ihren Durst löschen. Darüber sitzen die Vögel des Himmels und singen in den Zweigen. Du lässt Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz den Menschen, dass du Brot aus der Erde hervorbringst, dass der Wein erfreue des Menschen Herz und sein Antlitz glänze vom Öl und das Brot des Menschen Herz stärke. Die Bäume des HERRN stehen voll Saft, die Zedern des Libanon, die er gepflanzt hat. Dort nisten die Vögel, und die Störche wohnen in den Wipfeln. HERR, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weise geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.“*

Ein weiterer wichtiger Aspekt gerät in den Blick, wenn man nun das Neue Testament aufschlägt. Jesus von Nazareth hat keine eigene Schöpfungsgeschichte verfasst und keine Schöpfungspsalmen gedichtet, aber er hat ein Gottesbild verkündigt, das ebenfalls eine demütige und dankbare Lebenseinstellung eröffnen will. Indem er Gott „Vater“ nannte, setzte er die Menschen in ein innigst mögliches Verhältnis zum Schöpfer. Damit wollte er ihnen aber auch den Sinn für ein friedliches, gewaltfreies Leben in der Schöpfung öffnen: Wenn ein Mensch sich als Kind Gottes versteht, weiß er sich vom Höchsten angenommen; eigentlich hat er jetzt alles, was er zum Leben benötigt; er muss nichts mehr erkämpfen, niederringen, ausbeuten. In diesem Sinn hat Jesus eine radikale Sorglosigkeit gepredigt, in der sich ein überschwängliches Gottvertrauen ebenso ausdrückt wie eine unverstellte Freude an der Natur:

*„Sorgt euch nicht um das Leben, was ihr essen sollt, auch nicht um den Leib, was ihr anziehen sollt. Seht die Raben: Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie haben keinen Keller und keine Scheune, und Gott ernährt sie doch. Wie viel mehr seid ihr als die Vögel! Seht die Lilien, wie sie wachsen: Sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch aber, dass auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist wie eine von ihnen.“*

Die besondere Fürsorge, die Gott den Menschen gewährt, steht also nicht im Widerspruch zum Leben anderer Geschöpfe. Vielmehr werden Pflanzen und Tiere zu Gleichnissen für den Menschen, in denen er sich, seinen Platz und seine besondere Bestimmung erfasst. Das Reich Gottes, das Jesus verkündigt hat, umfasste auch Raben und Lilien. Es war die Utopie einer Welt, in der kein Lebewesen ein anderes niederringt und zertritt, sondern alle aus der Güte Gottes leben.

Doch will man verstehen, was der christliche Glaube zum Leben mit der Natur zu sagen hat, genügt es nicht, nur in der Bibel zu lesen. Es ist ein altes protestantisches Vorurteil zu meinen, dass alles, was als christlich zu gelten hat, ausschließlich in der Heiligen Schrift zu finden sei. Man muss auch die weitere Frömmigkeitsgeschichte betrachten. Entscheidend für unsere Frage sind Verse, die vor fast 800 Jahren ein Heiliger verfasst hat, in dem seine Anhänger einen zweiten Christus gesehen haben. Das mag eine übertriebene Verehrung gewesen sein, aber es ist offenkundig, dass der Sonnengesang des Franz von Assisi in unmittelbarer Nachfolge zur Predigt Jesu steht. Wie Jesus hatte er alles hinter sich gelassen, die Welt seiner Eltern und die damit verbundenen Verpflichtungen abgeschüttelt und war in radikaler Sorglosigkeit umhergezogen, im festen Vertrauen, dass Gott für ihn so sorgen würde wie für die Raben und die Lilien. Am Ende seines Lebens, schon geschwächt von den Entbehrungen frommer Heimatlosigkeit und mancherlei kirchenpolitischen Enttäuschungen, dichtete Franz diesen Gesang, in dem noch einmal die ganze Schönheit seiner naturnahen Spiritualität aufleuchtet. Es ist – das stellt keine Übertreibung dar – der wichtigste christliche Text nach der Bibel.

*„Höchster, allmächtiger, guter Herr,  
dein ist das Lob, die Herrlichkeit und Ehre und jeglicher Segen.  
Dir allein, Höchster, gebühren sie  
und kein Mensch ist würdig, dich zu nennen.*

*Gelobt seist du, mein Herr, mit allen deinen Geschöpfen,  
besonders dem Herrn Bruder Sonne,  
der uns den Tag schenkt und durch den du uns leuchtest.  
Und schön ist er und strahlend in großem Glanz:  
von dir, Höchster, ein Sinnbild.*

*Gelobt seist du, mein Herr, für Schwester Mond und die Sterne.  
Am Himmel hast du sie geformt, klar und kostbar und schön.*

*Gelobt seist du, mein Herr, für Bruder Wind,  
für Luft und Wolken und heiteres und jegliches Wetter,  
durch das du deine Geschöpfe am Leben erhältst.*

*Gelobt seist du, mein Herr, für Schwester Wasser.  
Sehr nützlich ist sie und demütig und kostbar und keusch.*

*Gelobt seist du, mein Herr, für Bruder Feuer,  
durch den du die Nacht erhellst.*

*Und schön ist er und fröhlich und kraftvoll und stark.*

*Gelobt seist du, mein Herr, für unsere Schwester, Mutter Erde,  
die uns erhält und lenkt  
und vielfältige Früchte hervorbringt, mit bunten Blumen und Kräutern.*

*Gelobt seist du, mein Herr, für jene, die verzeihen um deiner Liebe willen  
und Krankheit ertragen und Not.  
Selig, die ausharren in Frieden,  
denn du, Höchster, wirst sie einst krönen.*

*Gelobt seist du, mein Herr, für unsere Schwester, den leiblichen Tod;  
kein lebender Mensch kann ihm entrinnen.  
Wehe jenen, die in tödlicher Sünde sterben.  
Selig, die er finden wird in deinem heiligsten Willen,  
denn der zweite Tod wird ihnen kein Leid antun.*

*Lobt und preist meinen Herrn  
und dankt und dient ihm mit großer Demut.“*

In Deutschland kennt man den Sonnengesang des Franz von Assisi vor allem in der Variante des beliebten Kindergottesdienstliedes „Laudato si“. Wer aber das Original liest, dem begegnet eine spirituelle Tiefe, die überraschen mag. Der Gesang gibt sich ganz Gott, dem Schöpfer, hin und erkennt genau dadurch die Geschwisterlichkeit des Menschen mit allen Geschöpfen. Diese innige Verwandtschaft ist Grund überschwänglicher Freude und Dankbarkeit: Ich bin nicht allein auf dieser Welt; ich bin nicht getrennt vom Leben um mich herum; ich lebe nicht in Feindschaft; denn die Gestirne und alle Kräfte der Natur sind meine Geschwister; die Erde ist mir zugleich Mutter und Schwester; nichts sollte deshalb meine Liebe zu allen anderen Geschöpfen – Schwester Pflanze und Bruder Tier – mindern. So bildet sich im Sonnengesang des Franziskus ein Kreis des Lebens, und der Mensch ist ein Teil von ihm. Bemerkenswert ist aber, dass das Lied an seinem Ende auch Besonderheiten des Menschen aufruft, nämlich seine Fähigkeit zu verzeihen, in Geduld den Frieden zu suchen und am Ende sogar den Tod als Schwester zu begrüßen.

Dieser Spur des Franz von Assisi kann man folgen und ähnliche Motive in anderen Gesängen wiederfinden. Das Evangelische Gesangbuch ist voll davon: „Wie lieblich ist der Maien aus lauter Gottesgüt“, „Geh aus, mein Herz, und suche Freud in dieser lieben Sommerzeit“, „Himmel, Erde, Luft und Meer zeugen von des Schöpfers Ehr“ oder auch „Weißt du, wieviel Sternlein stehen an dem blauen Himmelszelt?“. All diese Choräle preisen den Schöpfer und öffnen dadurch den Sinn für die Kostbarkeit seiner Schöpfung und die Stellung des Menschen in ihr.

Doch in diesem Jahr ist der Blick auf eine andere Kunstgattung noch lohnender. Denn gerade wird der 250. Geburtstag von Caspar David Friedrich groß gefeiert. Es ist erstaunlich, wie sehr seine Gemälde die Menschen immer noch faszinieren. Nein, das ist es gar nicht erstaunlich. Denn hier zeigt sich eine Form von Natur-Frömmigkeit, die tief im christlichen Glauben verwurzelt ist und zugleich auch Zeitgenossen ohne

eindeutige religiöse Zugehörigkeit im Innersten anspricht. Bei Caspar David Friedrich wird die Landschaft selbst zu einem religiösen Gegenstand oder, besser gesagt, zu einem Bild, das Sehnsucht und Wehmut weckt, einen Sinn für das Unendliche stiftet, Ehrfurcht und Staunen, Demut und Dankbarkeit auslöst. Der hohe Himmel, Wolken und Licht, der weite Horizont, Gipfel und Bergzüge, Wald und Tal, Ufer und Meer, Nacht und Eis – all dieses malte Friedrich nicht nach der Natur, sondern komponierte es nach langen Wanderungen in seinem Atelier so, dass kunstvolle Seelen-Landschaften entstanden.

Gemalt hat er sie in vielen Stunden mit feinen Pinseln und in virtuoson Farben, aber erfunden hat er sie im Glauben. Die wirklich wichtigen Dinge könnten „nur im Glauben gesehen und erkannt“ werden, hatte Friedrich erklärt. „Er war“, wie die Kunsthistorikerin Kia Vahland in ihrem neuen, sehr lesenswerten Buch über Caspar David Friedrich geschrieben hat, „Maler geworden, um Gott zu erkennen – nicht, um ihm mit täuschend echten Naturbildern die Schau zu stehlen. Als frommer Protestant weiß der Greifswalder: Was zählt, ist nicht der Augenschein. Es ist allein der Glaube.“ So werden seine Bilder zu religiösen Medien. Sie zeigen die Welt des Glaubens nicht als etwas Jenseitiges, sondern lassen sie mitten in der Natur aufscheinen. Das Jenseits wird hier als die Kraft des Diesseits sichtbar. Noch einmal Vahland: „Sein Protestantismus sucht das Göttliche in der Anschauung der Natur. So strahlen seine Werke eine fast überirdische Ruhe aus.“

Friedrich hat seine Bilder zu Beginn der Moderne geschaffen. Doch zur beginnenden industriellen Revolution und eskalierenden Ausbeutung der Natur stellen sie ein Gegenstück dar. Bei Friedrich, so Vahland, zeigt sich „kein Wille zur Naturbeherrschung, nicht die Hybris der neuen Zeit trieb diesen Maler um, sondern Demut vor der Schöpfung, die es zu feiern und zu bewahren galt.“ Die Malerei als Feier der Schöpfung – das ist eine große ästhetische und religiöse Kulturleistung. Caspar David Friedrich hat dieser Aufgabe sein Leben gewidmet und Bilder geschaffen, die noch heute Menschen in ihren Bann ziehen und sie Ehrfurcht und Dankbarkeit empfinden lassen – angesichts des Wunders des Lebens.

Reich und vielfältig ist die Geschichte der christlichen Naturfrömmigkeit. Hat sie noch eine Gegenwart? Wer hier allzu pessimistisch wird, dem sei neben den Gemälden des wichtigsten Jubilars dieses Jahres noch ein Schöpfungspsalm unserer Tage ans Herz gelegt. Geschrieben hat ihn Johannes Kühn. Er war einer der stillsten und wunderbarsten deutschen Dichter der vergangenen Jahrzehnte – vor einem Jahr ist er verstorben. Geboren 1934, aufgewachsen in armen Verhältnissen, unglücklich in einer Missionsschule, seit Jugend an mit Krankheit geschlagen, konnte er keinen Beruf erlernen und ausüben, keine Familie gründen, sein Heimatdorf im Saarland nie verlassen. Aber er ist viel spazieren gegangen, hat die Jahreszeiten beobachtet, die wechselnden Wetter gespürt, den Vögeln gelauscht, die Bäume bewundert, sich gefreut am Leben der Natur. Darüber hat er unvergleichliche Gedichte geschrieben, insgesamt fast 20.000 Stück – ein tragisches Wunder. Sein Schöpfungspsalm für unsere Zeit trägt den Titel „Die Fülle“.

*„Wenn ein Geizhals am Ursprung der Wetter säße,  
gäb es nur einen Sonnenstrahl,  
die anderen hielt er zurück*

*für sich.  
 Es gäbe nur zu sehn  
 Ein Viertel des Monds  
 das Jahr durch  
 und Schmetterlinge  
 drei in allen Feldern  
 und nur einen Lerchenflug im Frühjahr.*

*Ich gebe zu,  
 es würde mancher vorsichtig gehen  
 bei der Armut  
 an Sonnenstrahlen  
 und Mondlicht,  
 an Schmetterlingen  
 und Lerchenflügen.*

*Aber am Ursprung der Wetter  
 sitzt kein Geizhals,  
 so sieht man die Menschen sorglos eilen,  
 als ende die Fülle nie.“*

\* \* \*

Zum Autor:

Johann Hinrich Claussen, Dr. theol., seit Februar 2016 Kulturbeauftragter der Evangelischen Kirche in Deutschland, vorher Hauptpastor St. Nikolai Hamburg